

## Schillers Schädel

von Walter Hinderer

Schädel, ob sie echt sind oder nicht, gleichen sich, so scheint es zumindest, als Reduktionsformen, als Fragmente oder Bruchstücke, sie weisen Leerstellen auf, die aufzufüllen wären, um zu erkennen, was sie einst waren, vollständig, eine jeweils in sich gefügte einheitliche Gestalt. Vor mir befindet sich der Schädel aus dem Sarg der Fürstengruft, den Goethe sehr wahrscheinlich vom 17. September 1826 bis zum 29. August 1827 bei sich zu Hause bewahrte, bevor er ihn wieder in die Herzogliche Bibliothek zurückbringen ließ, da kein Geringerer als der König von Bayern die Reliquie in Augenschein nehmen wollte. Sowohl der König als auch der Dichterstürm wären gewiss nicht wenig irritiert gewesen, wenn sie erfahren hätten, dass der Schädel, den Bürgermeister Karl Lebrecht Schwabe unter größten Mühsalen aus dem Untergrund des Landschaftskassengewölbes über zwei Jahrzehnte nach Schillers Tod zutage förderte und als echten Schädel des Dichters identifizierte, weil er unter 23 anderen Schädeln eindeutig der größte war, jemand anderem gehörte. Es könnte sogar sein, dass Schwabe bei seiner Auswahl indirekt durch den Erfinder der Organologie, dem Wiener Arzt Franz Joseph Gall, von Geburt Schwabe wie Schiller, angeregt worden war. Dieser Begründer der Hirn- und Schädellehre war überzeugt, an der äußeren Schädelform die geistigen und charakterlichen Eigenschaften ablesen zu können. Selbst leidenschaftlicher Schädelnsammler, löste er, wo immer er auch auftrat, mit seinen Vorträgen eine Art Sammler-Epidemie in Europa aus. Bereits im Jahre 1800 ironisierte ein gewisser Herr Froriep die Galle'sche Schädelmanie so: »Ein jeder ist in Wien besorgt und in großer Angst, daß sein Kopf in Galls Sammlung kommen könnte. Nun halten noch überdies alle Menschen so viel auf sich selbst, und haben eine so große Meinung von sich, daß jeder überzeugt ist, Gall laure schon lange auf seinen Kopf als einen der wichtigsten seiner Sammlung.«

Kein Wunder, dass man Gall bezichtigte, Schillers Schädel aus dem Kassengewölbe, wo man den Dichter am 12. Mai 1805 um ein Uhr nachts beerdigt hatte, mit fremder Hilfe oder im Alleingang entwendet zu haben. Seine Schädel-Lesekunst muß aber insofern erstaunlich gewesen sein, als Charlotte Schiller nicht ohne Stolz in einem Brief an Cotta berichtete, dass »Gall sich über Ernsts Kopf erfreut und gesagt« habe, dieser besitze »den Kopf seines Vaters«. Goethe scheint außerdem auf andere und durchaus kreative Weise Galls meditativen-ästhetischen Kranioskopie fortgesetzt zu haben. Er inszenierte auch eine Suche nach den verlorenen sterblichen Resten – er sprach geradezu delikate von »köstlichen Resten« – seines verstorbenen Freundes und holte ihn dann zumindest poetisch und verbal über die Lesekunst des Schwaben-Schädels ins Leben zurück. Goethe muss in diesem Zusammenhang, als er mit Humboldt bei sich zu Hause den Schädel betrachtete, diesem von seiner überwältigenden ästhetisch-morphologischen Erfahrung während seiner zweiten italienischen Reise beim Anblick des Schädels von Raffael berichtet haben, wobei freilich anzumerken ist, dass der Schädel Raffaels, der Goethe seinerzeit zu einer ähnlich ästhetisch-morphologischen Begeisterung hinriss, ebenso unecht war wie der Schillers. In einem Brief an seine Frau Caroline vom 29. Dezember 1826 vergleicht Humboldt Schillers Kopf mit dem Raffaels und schwärmt: »der Schillersche Kopf hat etwas Größeres, Umfassenderes, mehr auf einzelnen Punkten

sich ausdehnend und entfaltend, neben anderen, wo Flächen oder Einsenkungen sind. Es ist ein unendlich ergreifender Anblick, aber doch ein sehr merkwürdiger«. Goethes osteologische Lesekunst gipfelt zweifelsohne in dem Gedicht *Im ernsten Beinhaus*. Schillers Schädel wird hier zu einem Kunstprodukt, an dem nicht nur über die besondere Form die »gottgedachte Spur«, sondern schließlich die »Gott-Natur« offenbart wird. Doch wie konnte auch die begabteste Schädellesekunst ein lebendiges Porträt wie dieses erfinden: »die rötlichen Haare – die gegeneinander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete«. Dieses Kurzporträt Schillers stammt von dem selbstlosen Jugendfreund Schillers, dem Tonkünstler Andreas Streicher, der gemeinsam mit ihm aus Stuttgart floh und später in Wien ein bekannter Klavierfabrikant wurde, dessen Flügel Beethoven besonders schätzte und dessen Hausarzt in Wien übrigens der schwäbische Landsmann und Schädelforscher Gall war.

Doch was spielte sich eigentlich im Beinhaus ab, in dem der echte Schädel unter vielen anderen lagerte und in dem ständig neue Särge abgeladen und ältere von Totengräbern wieder »entlastet« oder »zusammengeräumt« wurden? Der eifrige Schillerschädelforscher Schwabe überliefert durchaus glaubhaft, wie scheußlich der Aufenthalt »in dieser lang nicht geöffneten, nur mit dem heftigsten Modergeruch angefüllten Totengruft unter herumliegenden Schädeln und Totengebeinen« gewesen sein muss, so dass »nur das eifrigste Tabakrauchen ... einige Erleichterung« verschaffen konnte. Kein Wunder, dass Andreas Streicher, als er über diese Zustände 1820 in der *Allgemeinen Zeitung* einen entsprechenden Artikel las, entsetzt war und von Wien aus in mehreren Briefen an die Weimarer Regierung ein »eigenes Grab« für seinen Jugendfreund forderte. Obwohl Goethe ihn wegen dieses Eifers als »verrückten« Wiener abtat, bestätigte auch der Generalsuperintendent Johann Friedrich Röhr, den übrigens der berühmte Dichter besonders schätzte, das skandalöse Verhalten der Weimarer folgendermaßen: »Ob und was übrigens mit der Schillerschen Leiche geschehen ist, davon weiß ich als *Oberpfarrer* und *Superintendent* hiesiger Stadt *offiziell* bis auf diesen Tag – nichts! Nur von der *Schädelzeremonie* [am 17. September 1826] auf der Bibliothek habe ich in öffentlichen Blättern gelesen und mich in Leipzig in einer großen Gesellschaft geistreicher Männer fragen lassen müssen: »wie das gesittete Weimar mit seinen großen Geistern so *huronenmäßig verfahren könne*?« Ich habe darauf keine Antwort, konnte aber die Frage nicht unangemessen finden.«

*Lit.: Jonas Maatsch / Christoph Schmälzle (Hrsg.), Schillers Schädel. Physiognomie einer fixen Idee, Göttingen 2009.*

Aus: Marbacher Magazin 148: Der Wert des Originals. Mit einem Essay von Gottfried Boehm. 2014. 172 Seiten, zahlreiche, meist farbige Abb. Broschiert. ISBN 978-3-944469-10-2. 18,00 €

## Legendärer Ort des Unbewussten

von Liliane Weissberg

Ein rosafarbenes Kissen: Es lädt ein, den Kopf darauf zu legen, zu schlafen, vielleicht sogar zu träumen. Dabei ist es nicht als Einladung zum Schlafen und Träumen gedacht. Man soll darauf ruhen, sich entspannen und einen bereits geträumten Traum zu Wort kommen lassen. Der Traum wird somit vom Schlaf getrennt. Er weist nicht mehr in die Zukunft, wie es in der griechischen Antike der Fall war; er ist auch keine Nebensächlichkeit mehr, die von einer aufgeklärten medizinischen Wissenschaft ignoriert werden kann. Der Traum, von dem auf diesem Kissen erzählt werden soll, ist etwas Anderes und Neues. Er ist der Königsweg zum Unbewussten des Träumers – und das Kissen bürgt dafür, dass der Weg eingehalten werden kann.

So steht das rosafarbene Kissen für eine Erinnerung, die den Traum in das Präsens überführt und nachträglich sprachlich konstituiert. Aber wie bei jedem Sprechakt gibt es nicht nur jemanden, der spricht, sondern jemanden, der zuhört. Wer spricht, hört sich selbst zu und ist bisweilen von den eigenen Worten überrascht, auch vom Traum, der nun Bedeutung annimmt. Es gibt noch einen zweiten Zuhörer, dessen Kopf nicht auf einem Kissen ruht, der zwar gegenwärtig ist, aber unsichtbar bleibt. Das Kissen ist eine Grenze zwischen der einst Träumenden und nun Erzählenden und diesem Anderen, der lediglich zuhört, selten spricht, sich Notizen macht und Theorien entwirft. Es ist der Traumdeuter, der sich nun als Therapeut und Arzt versteht.

Das Kissen ist Teil einer medizinischen Ausstattung; es gehört zum Inventar der Psychoanalyse. Es liegt auf einer Couch für die Patienten. Hinter dem Kopfende der Couch befindet sich der Stuhl des Therapeuten. Dies ist die ärztliche Grundausstattung, das ›analytische Setting‹, das um die Wende zum 20. Jahrhundert Karriere gemacht hat. Sigmund Freud selbst beschrieb es 1913 in seiner Einleitung zur Behandlung und änderte in den folgenden Jahren nichts an diesem »Zeremoniell der Situation«. Dabei bedingen sich Couch und Stuhl, stehen für Patientin und Arzt. Dennoch findet im allgemeinen Denken eine metonymische Konzentration statt. Nur die Couch, nicht der Stuhl des Analytikers, wurde zum Sinnbild für die Psychoanalyse. Die Position der Patientin ist wichtiger als die des Therapeuten, aber die Couch steht nicht nur für das Leid der träumenden Patientin, sondern auch für das geheimnisvolle Wissen des Arztes. Nicht nur das Unbewusste scheint sich in den freien Assoziationen und den Traumwiedergaben zu artikulieren. Die Couch selbst spricht. Und hier nun, in einem weiteren metonymischen Schritt, soll das rosafarbene Kissen für die Couch stehen. Diese Bildfindung geht von der Perspektive der Patientin aus, denn die Rolle des Psychoanalytikers ist eben paradox. Der Psychoanalytiker soll zuhören und heilen, aber gleichzeitig spricht

die Patientin nicht nur, sie deutet auch. So war es nicht allein Freud, der die Psychoanalyse erfand, sondern auch seine Patientinnen und Patienten, welche die psychoanalytische Theorie entdeckten. Es waren Bertha Pappenheim, die »Anna O.« der Fallstudie, die für Freud und seinem älteren Kollegen Josef Breuer den Begriff der »talking cure« prägte, und Ida Bauer, jene »Dora«, die Freud nicht nur auf den bereits bekannten Prozess der Übertragung, sondern auch auf die Gegenübertragung aufmerksam machte. Freuds Patient Sergei Pankejeff, der »Wolfsmann«, erzählt in seinen Erinnerungen, wie sehr er an der Entwicklung der Psychoanalyse Freuds beteiligt war. So ist der Psychoanalytiker zwar ein Arzt, aber als solcher ebenso eine Hilfskraft. Die Hauptarbeit der Analyse geschieht auf der Couch, vielleicht auch durch die und dank der Couch. Die Couch als eine Art Ruhebett war bereits Jahrzehnte vor Freud in medizinischen Praxen üblich. Sie erleichterte die Untersuchung der Kranken. So gehörte die ärztliche Liege zur Einrichtung jeder gynäkologischen Praxis. Sanatorien hatten Liegehallen. Besonders Frauen wurden angehalten, sich bei Schwächeanfällen auf eine Liege oder eine Chaiselongue zu legen, denn die Ruhestellung des Körpers sollte der Normalisierung der Blutzirkulation entgegenkommen. Und ist ein rosafarbenes Kissen nicht gerade für Frauen gedacht? Tatsächlich sind die geschlechtsspezifischen Konnotationen nicht zu unterschätzen, gerade im Wohnbereich, wo seit dem 18. Jahrhundert Liege und ähnliche Möbelstücke an Popularität gewannen. Ende des 18. Jahrhunderts war das Sofa ein besonderes Mode- und Luxusstück. Gerade Frauen nahmen eher darauf Platz, da es auch ihren Kleidern mehr Raum bot, Männer saßen auf einem Stuhl, in aufrechter Haltung, während die Frau es sich etwas bequemer machen durfte und sollte. Gleichzeitig musste sie allerdings vorsichtig sein: Der Rocksäum durfte nicht verrutschen. Das Sitzen durfte nicht zu einem Liegen einladen, die Stellung nicht zu verführerisch wirken. Ein schwieriger Balanceakt! Auf dem bekannten Gemälde von Jacques-Louis David von 1800 kann Juliette Recamier auf der später nach ihr benannten Liege halb sitzend, halb liegend noch eine aristokratische Pose wahren. Aber der durchsichtige Stoff des Kleides und die nackten Füße erinnern an manche Fotografien von Frauen zweifelhafter Herkunft, die hundert Jahre später zirkulierten. Den Kopf hält Madame Recamier allerdings aufrecht und dem Zuschauer bewusst zugewandt. Ein rosafarbenes Kissen benötigt sie nicht.

Freud selbst wurde mit der therapeutischen Ruheliege in Paris vertraut, in der Praxis des Neurologen Jean-Martin Charcot, bei dem Freud einige Monate im Herbst und Winter 1885 zu Forschungszwecken verbrachte. Charcot hypnotisierte seine Patientinnen, die an Hysterie litten, und bat sie dazu, sich auf einer Liege auszustrecken. Nach Wien zurückgekehrt, übernahm Freud zunächst die von Charcot gelernte Hypnosetechnik. Seit 1886 besaß er eine Ottomane ohne Lehne. Um die therapeutische Wirkung der Hypnose zu verstärken, versuchte Freud, einen Druck auf die

Stirn der Patientin durch Handauflegen zu erzeugen; auch diese Technik wurde durch die liegende Position der Patientin erleichtert.

Die Couch, die Kissen notwendig machte und zum Symbol der Psychoanalyse wurde, kam erst 1890 in Freuds Besitz. Freuds Frau Martha berichtet Jahre später, dass sie das Geschenk einer dankbaren Patientin, Madame Benvenisti, war. Doch diese Patientin konnte bis heute nicht nachgewiesen werden; Freud war allerdings mit einer wohlhabenden Familie Benvenisti, die sephardischen Ursprungs war, sehr gut bekannt, Freud traf sie auf Kur in Karlsbad und aß bei ihnen zu Mittag. Madame Benvenisti war wohl Mitglied der alteingesessenen türkisch-jüdischen Gemeinde in Wien und das Möbel, zunächst Diwan genannt, verwies auf die Schenkerin und war zudem im Wien der Jahrhundertwende modisch »le dernier cri«.

Freud legte über die niedrige, 186 Zentimeter lange und 83 Zentimeter breite Couch einen türkischen Teppich, ein seltenes Stück aus Izmir, damals Smyrna, ein Qashqai Serkarlu. 1891 fand in Wien die erste größere Ausstellung orientalischer Teppiche statt. Die Stadt Wien, die ihre eigenen Erfahrungen mit dem osmanischen Reich gemacht hatte, wurde zu einem europäischen Zentrum des Orient-Teppichhandels. Für Freud, dessen Vater Wollhändler war, hatten diese Teppiche vielleicht eine besondere Bedeutung. Er beließ es auch nicht beim Teppich. Um das Wohlbefinden seiner Klientel zu befördern, legte er zusätzlich Kissen ans Kopfende: viereckig und samten. Sie korrespondierten mit den gedeckten Farben des Teppichs. Nur das rosarote Kissen ist von länglicher Form; es ist ebenfalls einfarbig, greift aber das orientalische Muster des Teppichs auf. Zunächst wurde die Couch in der ersten Wohnung Freuds in der Berggasse 19 aufgestellt, die sich noch unterhalb seiner späteren Wohnung und Praxis befand. Wahrscheinlich war es dort auch ein Wohnzimmermöbel, das erst langsam zum therapeutischen Möbel, zur psychoanalytischen Couch mutierte. Diese feste Bestimmung erhielt sie nach ihrem ersten Umzug in das zweite Obergeschoss, als Freud zwei Wohnungen als Privatwohnung und Praxis miteinander verbinden konnte. Nur selten benutzte Freud das Möbel selbst. In einem Brief an Arnold Zweig vom März 1938 gestand er allerdings, dass er nach einer quälenden Kieferoperation zwölf Tage lang mit Schmerzen und einer Wärmeflasche auf dieser Couch liegen musste, die doch für andere bestimmt war.

Heute befindet sich in der Berggasse 19 das Sigmund Freud Museum. Das Zimmer, in dem sich die Praxis Freuds befand, ist leer geräumt. Freud war 1938 mit nahezu seinem ganzen Hausstand – inklusive Praxismöbel und Antiquitätensammlung – nach London emigriert. Nach der Gründung des Wiener Museums im Jahre 1971 kehrten einige Gegenstände als Geschenke der Tochter Anna Freud nach Wien zurück, an ihren angestammten Ort. Vor allem historische Fotografien, die in den

Räumen aufgestellt sind, evozieren den Eindruck, den Patienten wie Kollegen, Freunde, Familienmitglieder beim Besuch der Praxis hatten. Im Wiener Museum fehlt die Couch, jenes Teil des psychoanalytischen Mobiliars, das zum vielleicht berühmtesten Möbelstück an sich avancierte. Stattdessen offeriert Wien eine 1989 entstandene Liege des Künstlers Franz West, deren Eisenkonstruktion kaum zum Ruhen einlädt. Abweisend folgt sie gleichzeitig dem Profil des Freud'schen Möbelstücks. Sehr zur Enttäuschung der Wiener Besucher zeigt es die Psychoanalyse in ihrem bloßen Schrecken, bar jeder anheimelnden Wirkung. Ein rosafarbenes Kissen fehlt.

Ist Wests »Liège« auch bar jeglicher Ausstaffierung, so wirkt sie trotz ihrer festen Metallkonstruktion leicht und portabel. Tatsächlich gleicht sie den temporären Liegen, die Freud während seiner Aufenthalte in der Sommerfrische in Bad Aussee oder anderen Orten für seine Patienten aufstellen ließ. Die Freud'sche Couch hatte in diesen Wochen einen Doppelgänger, hier diente der Orientteppich auch als Camouflage, um die Mechanik der Liege zu verdecken.

Als die Couch 1938 mit der Freud'schen Familie in die Emigration ging, war dieser Umzug teurer als ihr Wert. Die Couch selbst war von einfacher Konstruktion, aus keinem wertvollen Material und zu dieser Zeit ein halbes Jahrhundert alt. Doch sie besaß bereits mythische Bedeutung. Kurz vor Freuds Abreise konnte Edmund Engelman heimlich die von der Gestapo beobachtete Wohnung betreten und fotografierte die berühmten Räume für die Nachwelt. Selten ist nicht nur ein Arzt, sondern auch sein Mobiliar Geschichte geworden.

Das Zimmer, in dem die Couch stand, war dunkelgrün tapeziert, die Tür schalldicht verstärkt. Wie eine Art Höhle bot diese Wohnzimmer-Praxis Schutz und Sicherheit vor jeglicher Ablenkung von außerhalb. Der Stuhl Freuds befand sich im rechten Winkel zur Couch. Auch für Freud war diese Aufstellung günstig, denn sie diente nicht nur der Konzentration der Patientin, sondern bot auch ihm selbst Schutz. So stellte Freud fest, dass er es wohl nicht aushalten könne, »acht Stunden jeden Tag (und mehr)« »angestarrt« zu werden. Auf der Couch sind auch Kissen zu sehen, neben solchen aus Samt auch jenes, das Freud mit einem Überzug versah, der leicht ausgetauscht werden konnte. Auch dieses Kissen war quadratisch und schien weiß bezogen gewesen zu sein.

Anders sieht die Couch in London aus. Hier steht sie in einem weißen Raum, in einem Gartenzimmer. Nicht die Lithografie der ägyptischen Pyramiden hängt über ihr, wie noch in Wien, noch eine Bildersammlung irgendwelcher Art, lediglich ein einziges Bild der Klinik Charcots, das an den Ursprung der Liege und an Freuds Anfangsjahre erinnert. Im weißen Raum ist die Couch also wieder ins Licht gerückt. Sie ist nicht mehr Therapiemöbel, sondern Ausstellungsobjekt und will ange-

schauf werden. Auf ihr ist nun kein weißes Kissen mit Wechselbezug mehr zuoberst platziert, dafür das rosa Kissen mit dem Orientmuster. Wie viele Menschen lagen wohl auf ihm, haben von ihren Träumen erzählt und sich dabei vor einem Zuhörer selbst zugehört?

Als der Zustand der Couch vor zwei Jahren bedenklich wurde und ihr Alter deutlich sichtbar, wurde die Restaurierung beschlossen. Wie beim letzten Umzug sollten die Kosten wiederum den Wert der Couch übertreffen; sie wurden auf £ 5000 geschätzt. Aber es gingen Spenden aus allen Ländern ein, und Fachleute übernahmen das Wiederherstellen von Nähten, das Flickern der Leinenpolster und das Überprüfen des Rosshaars kostenlos. Anlässlich der Restaurierung entschied sich das Freud Museum London für etwas Ungewöhnliches: Es machte nicht nur die Couch, sondern auch ihre Wiederherstellung zum ›Ausstellungsobjekt‹. Zahlreiche Besucher waren seit September 2013 Zeuge der Arbeit am Möbel. Dabei konnten sie etwas sehen, das den Freud'schen Patientinnen und Patienten verborgen blieb: die nackte Couch.

*Ausgestellt: Original-Kissen von Sigmund Freuds Couch in London, die er aus Wien mitgebracht hat.  
Leihgabe: Freud Museum London*

Aus: Marbacher Magazin 148: Der Wert des Originals. Mit einem Essay von Gottfried Boehm. 2014. 172 Seiten, zahlreiche, meist farbige Abb. Broschiert. ISBN 978-3-944469-10-2. 18,00 €

## Grundgesetz von Dieter Grimm

Heute habe ich das Grundgesetz gesehen. Was soll daran mitteilenswert sein, werden Sie mich fragen. Der Mann war zwölf Jahre Bundesverfassungsrichter. Wenn er seine Arbeit ordentlich getan hat, hat er das Grundgesetz täglich gesehen, wollen wir doch hoffen. Und als Professor für Verfassungsrecht wird er es wohl immer noch oft sehen.

Ja, so ist es. Ich habe drei Schreibtische, einen zu Hause, einen in der Humboldt-Universität und einen im Wissenschaftskolleg. Auf jedem liegt es. Na bitte, warum stiehlt er uns die Zeit mit solchen Selbstverständlichkeiten? Vielleicht erzählt er uns als Nächstes, er habe sich heute Morgen die Zähne geputzt.

Es war anders. Ich bin heute in den Reichstag gegangen, um es zu sehen. Ich war schon oft im Reichstag, ohne das Grundgesetz dort gesehen zu haben. Diesmal lag es da, für mich aus einem Tresor geholt. Ich musste weiße Handschuhe anziehen, um darin blättern zu dürfen, passender: die Seiten umwenden zu dürfen. Es war anders. Es war das Original.

Viele haben das Grundgesetz in Händen gehabt und darin gelesen, damit gearbeitet. Kaum einer hat das Original gesehen. Die wenigsten Bundesverfassungsrichter werden es gesehen haben, vielleicht kein einziger. Die amerikanische Verfassung liegt unter Panzerglas in den National Archives zur Besichtigung. Das deutsche Grundgesetz ist im Tresor verschlossen.

Man braucht es ja nicht. Es ist wie mit dem Urmeter, das in Paris liegt, wie ich in der Schule gelernt habe, fasziniert, dass es ›das Meter‹ gibt, sichtbar, greifbar. Man braucht es nicht, um zuverlässige Zollstöcke herzustellen. Wir können korrekt messen, ohne überhaupt zu wissen, dass irgendwo das Urmeter liegt.

Und man braucht das Original des Grundgesetzes nicht, um korrekte verfassungsrechtliche Urteile zu fällen, Urteile, ob der Bundestag das Grundgesetz verletzt hat, als er das Luftsicherheitsgesetz verabschiedete, oder der Bundespräsident, als er den Bundestag auflöste, oder die Bundesregierung, als sie Truppen nach Afghanistan entsandte. Es wäre sogar schädlich, wenn man sich zur Entscheidung solcher Fragen in den Reichstag begäbe um nachzuschauen, was das Original dazu sagt. So wie es vor mir lag und nur mit weißen Handschuhen angefasst werden durfte, ist es gar nicht mehr brauchbar. Denn es ist in den 65 Jahren seiner Geltung 59 Mal geändert worden.

Das Urmeter ist noch immer das Urmeter. Das Grundgesetz ist nicht mehr das Grundgesetz. Es gilt zwar immer noch, aber sein Inhalt hat sich geändert. Wenn man heute wissen will, was die Verfas-

sung verlangt, darf man nicht in das Original schauen. Wichtig ist, dass man die jetzt geltende Fassung hat. Von der gibt es kein Original.

Aber man hätte keine Exemplare und keine aktuell geltenden Fassungen, wenn es nicht ein Original gäbe, wenn das, was heute gilt, nicht einmal in Geltung gesetzt worden wäre und wenn die Änderungen nicht aufgrund der Regelung vorgenommen worden wären, die das ursprüngliche Grundgesetz dafür vorschreibt.

Gut, das sehen wir ein. Alles muss einen Anfang haben. Aber warum so viel Aufhebens um die Besichtigung? Wo ist der Mehrwert gegenüber der Lektüre des aktuellen Textes? Schwer zu sagen. Es sieht schon anders aus als die gängigen Ausgaben mit ihrem engzeiligen Druck auf möglichst dünnem Papier. Man spürt etwas von der Bedeutung, die ihm von den Urhebern zugemessen wurde. Es ging nicht um die 27. Novelle zum Gewerbesteuergesetz. Es war ein Staatsgründungsakt.

Es wird in einem eigens gefertigten Behältnis aufbewahrt und ist in Leder gebunden. Gedruckt ist es großzügig und auf kostbarem Papier, soweit es das in den Nachkriegsjahren gab. Die Artikelüberschriften sind in Rot gehalten, und das Initial der Präambel, das ›I‹ von ›Im Bewußtsein« ist in Gold aufgetragen.

Das Faksimile des Originals, welches man mir bei meinem Besuch im Reichstag geschenkt hat, zeigt ungeschönt die Fettflecken und Tintenkleckse, welche die Unterzeichner hinterlassen haben. Aber das goldene ›I‹ ist nicht plastisch, golden zwar, aber nicht plastisch, kein gemaltes ›I‹, halt ein goldfarben gedrucktes ›I‹.

Überhaupt die Unterschriften. Sie sind das Originalste an dem Original. Man kann sie naturgetreu reproduzieren. Das Faksimile zeigt es. Aber das Faksimile lag nicht vor den Vätern und Müttern des Grundgesetzes. Dort lag der Einmal-Druck, der erst durch ihre Unterschriften zum Original wurde und eben darin unersetzlich ist. Sie könnten die Unterschrift nicht wiederholen. Sie sind alle tot.

Wissend, dass es das Original ist, liest man es auch anders. Man liest es nicht, um sich zu informieren, wie die Steuergelder zwischen Bund und Ländern verteilt werden. Man wird an den Ursprung erinnert. Man liest es mit einem Anhauch von Rührung. Das haben sie sich damals ausgedacht, um uns nach dem Zusammenbruch der Weimarer Republik, nach dem Nationalsozialismus und dem Krieg eine bessere Zukunft zu sichern. Und es gilt, länger als jede andere deutsche Verfassung. Es gilt zwar nicht mehr in dem ursprünglichen Wortlaut. Aber die Änderungen sind Änderungen dieses Grundgesetzes, nicht immer neue Verfassungen. Wenn wir ›Identität‹ nicht auf die Buchstaben beziehen, sondern auf den Geltungskern, steht es in der Kontinuität zum Gründungsakt.

Die Geltung ist das Spezifische an einem juristischen Dokument wie dem Grundgesetz. Sie unterscheidet es von zahlreichen anderen Originalen, vom Originalrezept der Sachertorte, falls es das gibt, von dem Manuskript der *Buddenbrooks*, von der Originalpartitur des *Fidelio*, aber auch von Rechtstexten, die früher einmal galten, aber jetzt nicht mehr.

Das Grundgesetz gilt jetzt. Dass es ‚gilt‘, hat nichts mit der Materialität des bedruckten und gebundenen Papiers im Reichstag zu tun. Seine Geltung gehört in die Vorstellungswelt. Es gilt, weil es mit Geltungsanspruch versehen und in Kraft gesetzt wurde und weil wir es als geltend akzeptieren. Wir nehmen ihm den Anspruch ab. Wenn seine Geltung missachtet wird, reagieren wir.

Der Text beglaubigt den Geltungsanspruch. Aber der Anspruch muss verwirklicht werden. Auch der Text der Paulskirchen-Verfassung von 1849 beglaubigte die Geltung, und trotzdem galt sie nicht. König Friedrich Wilhelm IV., von dessen Bereitschaft, die Kaiserkrone anzunehmen und die Reichsverfassung anzuerkennen, ihre Geltung abhing, verweigerte sich.

Ich nehme an, dass es einen Ort in Deutschland gibt, wo man die Paulskirchen-Verfassung anschauen und mit weißen Handschuhen vielleicht sogar anfassen darf. Aber man wird es im Wissen um ihr Schicksal schmerzlich tun, wie bei der Weimarer Verfassung von 1919, die zwar in Geltung trat, aber das Volk nicht einte, sondern spaltete. Mit dem Grundgesetz ist es anders.

Die Bewährung schwingt mit, wenn man vor dem Original steht, obwohl das Original davon nichts wissen konnte, das Original als ein Druckwerk sowieso nicht, aber auch nicht die Unterzeichner und die Zeitgenossen, die darüber am nächsten Tag in der Zeitung lasen. Auch dass es gilt, sagt noch nicht viel, wenn man nicht weiß, ob und wie es wirkt.

*Ausgestellt: Grundgesetz: Exemplar des am 23. Mai 1949 unterzeichneten Grundgesetzes, das Theodor Heuss, wichtiges Mitglied im Parlamentarischen Rat, als Faksimile erhalten hat. Auf das Original, das für die Öffentlichkeit uneinsehbar in einem Tresor im Deutschen Bundestag aufbewahrt wird, werden die Bundespräsidenten, -kanzler und -minister vereidigt.*

*Leihgabe: Familienarchiv Heuss, Basel / Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, Stuttgart. Das Original-Faksimile wird während der Ausstellung durch eine Kopie ersetzt, damit es im Heuss-Haus im Rahmen von Führungen durchgeblättert werden kann.*

## **Begleitprogramm und Schulangebote zur Ausstellung (Stand: 31.10.2014)**

### **Tagung**

»Der Wert des Originals«

5. und 6. März 2015

Tagungsbereich, Archivgebäude

Worin genau liegt der Wert einer Handschrift, eines als Original ausgezeichneten Schrift- oder Bildobjekts? Wie verhalten sich rhetorisch-symbolische Wertzuschreibungen zum ökonomischen Kapital, und welche Rolle spielen die ethische, kulturelle oder politische Relevanz originaler Objekte für die Wertkonstituierung? Die verschiedenen Ebenen der Wertzuschreibung von literatur- und kunstwissenschaftlichen Forschungsobjekten diskutieren Elisabeth Gallas, Hubert Locher, Stephanie Marchal, Hole Rößler, Manfred Sommer u.a.

Programm: <http://www.dla-marbach.de/aktuelles/tagungen/index.html>

Anmeldung: [forschung@dla-marbach.de](mailto:forschung@dla-marbach.de)

### **Podiumsdiskussion**

»Wem ›gehört‹ das Original?«

5. März 2015, 20 Uhr

Tagungsbereich, Archivgebäude

Es diskutieren: Mira Lapidot (Jerusalem), Markus Hilgert (Berlin) und Stefan Koldehoff (Köln).

Moderation: Marcel Lepper

### **Lesung und Gespräch**

Mit Péter Esterházy

Termin: 17. März 2014

Humboldt-Saal, Archivgebäude

In der neuen Marbacher Ausstellung gewährt Péter Esterházy Einblick in seine Werkstatt, also in das »Chaos« seiner »schriftstellerischen Vergangenheit«. Zuletzt entstand hier eine Art historischer Roman voller Abschweifungen und seltsamen Begebenheiten, ein waghalsiges Buch, in dem Spitzel und Verfolgte ebenso ihre Auftritte haben wie haltlos Liebende.

## **Finissage**

Voraussichtlich am 12. April 2015

### **Programm für Schulklassen und Studierende**

#### **»Der Wert des Originals«**

Ausstellungsrundgang durch die Wechselausstellung im Literaturmuseum der Moderne.

Angebot für Schulklassen aller Schularten und Kursstufen sowie Studierende, Dauer 1 h. Kosten 60,- EUR inkl. Eintritt.

Anmeldung: 07144-848616, [museum@dla-marbach.de](mailto:museum@dla-marbach.de)

#### **»Mörikes Fälschungen«**

Ausstellungsrundgang durch das Schiller-Nationalmuseum, den Mörike-Verbindungsgang und die Wechselausstellung »Der Wert des Originals«.

»Suche zusammen dein Wissen und lichte die rußigen Kammern / Deines Gehirns und besinne dich wohl auf alles und jedes, / Was dir geoffenbart; dann nimm den Griffel und zeichn es / Fein mit Fleiß in ein Buch, damit es daure und bleibe.« Auf Entdeckerpfaden führen Eduard Mörikes Spuren vom Schiller-Nationalmuseum ins Literaturmuseum der Moderne, von der Literatur des 18. und 19. Jahrhundert ins 20. und 21. Jahrhundert. Eine Schatzkarte, gespickt mit Rätseln, Such- und Schreibaufgaben, zeigt jedem, der sucht, einen eigenen Weg. Das Buch dieser Suche endet in der Wechselausstellung »Der Wert des Originals«.

Angebot für Sekundarstufe I. Dauer 2 h. Kosten 95,- EUR inkl. Eintritt

Anmeldung: 07144-848616, [museum@dla-marbach.de](mailto:museum@dla-marbach.de)